

Die Scham ist weg

„Ich bin doch schon vollständig abfotografiert und ausinterviewt“, meinte Harry Rowohlt, Übersetzer, Kolumnist, Vorleser, „Lindenstraßen“-Darsteller und seit einer Weile Anti-Alkoholiker zu unserer Anfrage nach einem Treffen – um dann hinzuzufügen: „Vielleicht ist es aber auch mal wieder Zeit.“

TEXT: MICHAEL WEILAND
FOTO: MARTIN KUNZE

Harry Rowohlt: Ach, da kommt eine Dame mit Nordic-Walking-Stöcken. Mein heißgeliebter Klassen-, Deutsch und Englischlehrer ist vorgestern gestorben, beim letzten Klassentreffen hatte er Nordic-Walking-Stöcke dabei statt Krücken, mit der Begründung: Ich wirke lieber blöd als bresthaft.“ Klasse, was?

SZENE HAMBURG: Wäre das auch was für Sie?

Nordic Walking? Nein. Außerdem brauche ich immer eine Hand frei, weil ich rauche.

Sie wurden in der SZENE HAMBURG vor vielen Jahren als „Whiskeyfuss auf Beinen“ bezeichnet. Wenn Sie wünschen, können Sie mir eine eigene Selbstbeschreibung in den Vorlauf diktieren.

Nein, das ist mir zu blöd. Das mag ich nicht durch ein Dementi adeln.

Haben Sie schon: in einer Replik an Conny Löscher.

Ach, das war Conny Löscher, die Süße? Ja, die mit ihren dicken Beinen, defekten Netzstrümpfen und handbreiten Miniröcken. Wer so rumläuft, sollte sich in der Tat mit der Beschreibung körperlicher Defizite tunlichst zurückhalten. Aber der hab ich zu verdanken, dass ich mich nach Jahrzehnten wieder selbst als Kommunisten bezeichnet habe. Die hat mich mal für die junge Welt interviewt und nach meinen Musikvorlieben befragt, da sagte ich „Country“, und sie darauf: „Wir Kommunisten mögen keinen Kitsch!“ Worauf ich sagte: „Wir Kommunisten aber schon!“

Wie würden Sie sich inzwischen bezeichnen? Seitdem bezeichne ich mich durchaus als Kommunisten. Warum denn auch nicht? Erich Mühsam bekam mal ein Einschreiben vom Bund Deutscher Anarchisten, in dem ihm untersagt wurde, sich künftig selbst als Anarchisten zu bezeichnen. Und da wurde er Kommunist, weil die damals nicht so krüsch waren und jeden genommen haben.

Nach einer langen Pause lesen Sie ja inzwischen wieder vor Publikum. Wo sind Sie am liebsten? Durchweg angenehm als Publikum finde ich natürlich Norddeutschland, Ruhrgebiet und das ganze Beitrittsgebiet. Ausdrücklich ausgenommen Wismar.



Was ist da Schlimmes passiert?

Ach, da bin ich untergegangen mit Mann und Maus. Die Veranstaltung war im Rathaussaal, und vorm Rathaus stand eine Tafel mit Steckbuchstaben: Buchlesung „Harry Rowohlt“. Der Veranstalter sagte: „Das Publikum wird natürlich erwarten, dass Sie zuerst etwas über die Geschichte des Rowohlt-Verlags erzählen.“ Da war ich selbstverständlich rundherum falsch. Außerdem war ich betreut untergebracht in einer WG mit jugendlichen Straftätern. Ich hab mich lange vor dem Frühstück abgeseilt und in der Bahnhofsgaststätte auf den ersten Zug gewartet, egal wohin. Dort saß dann auch mein Publikum. Das wurde dann doch noch ein schöner Abend, am nächsten Tag um 5 Uhr morgens. Harald Martenstein hat mich übrigens zuletzt gefragt, ob ich auch den Eindruck hätte, dass mehr

Frauen als Männer in Dichterlesungen gehen. Und ich habe geantwortet: Seit ich mit Christian Maintz unterwegs bin, ist das Publikum so alt, dass das schwer zu unterscheiden ist.

Ich hab vor einigen Jahren mal eine Ihrer Lesungen besucht, da meinten Sie nach der Pause, jetzt hätten Sie den halben Abend gelesen, aber noch keinen „eigenen Kleinscheiß“. Haben Sie ein uneitleres Verhältnis zu den eigenen Texten als zu Ihren Übersetzungen?

Der leider verstorbene Jörg Drews hat mir mal auf einem langen Spaziergang um den Eutiner See beigebracht, dass ich durchaus auch eigenen Kleinscheiß vorlesen sollte, was ich mich vorher nicht getraut habe. Aus Scham. Die Scham ist weg. Das trauen Sie mir nicht zu, was? Aber Schamhaftigkeit ist nichts, dessen man sich schämen müsste.

In welcher Hinsicht sind Sie Pedant, und wo ist Ihnen auch mal was egal?

Ich bin eigentlich in jeder Hinsicht Pedant. Ich wundere mich selber, denn belletristische Übersetzer kriegen so wenig, dass das in Stundenlohn gar nicht umzurechnen ist. Ich hab zum Beispiel den dritten Band der Killoyle-Trilogie von Roger Boylan 7 Mal Korrektur gelesen. Weil der damalige Verlag eine solche Gurkentruppe war,

dass es überhaupt nichts nützte.

Lassen Sie einen Autor denn auch mal auflaufen, wenn der ungenau formuliert?

Wenn der Autor noch lebt, setze ich ihn davon in Kenntnis. Padgett Powell hatte zum Beispiel mal bei der Beschreibung eines Picknicks die Bestecke und Geschirre aufgezählt. Da habe ich ihm geschrieben, der Ich-Erzähler hätte aber selbst noch kein Besteck und kein Geschirr. Darauf antwortete er mir pampig, damit hätte ich bewiesen, dass ich zählen könne, sonst aber nicht viel. Bei ihm kam – das fand ich wirklich schlimm – eine Sexpuppe vor, deren Mund einmal scharlachrot und einmal rubinrot war, was er als Steigerung von Rot verwendete. Ohne zu wissen, dass Rubinrot ins Bläuliche und Scharlachrot ins Gelbe geht. Das ist natürlich entsetzlich. Und ich getreulicher Mensch dachte ►

zunächst, das wären zwei unterschiedliche Sexpuppen! Aber nein, das war dieselbe, der Autor konnte nur kein Englisch. Der lehrt natürlich auch Creative Writing. Wie Shaw sagt: „Wer's kann, tut's, wer's nicht kann, lehrt's.“

Man sagt Ihnen ja eine Begabung zur Feindschaft nach.

Wenn dem so ist, dann hab ich sie in den letzten Jahren vernachlässigt. Ich hab ja auch das absolute Gehör und bin kein Klavierstimmer geworden.

Das Personal in Ihren Kolumnen und Anekdoten liest sich oft wie ein „Who is Who“ des deutschen Kulturbetriebs. Fühlen Sie sich mehr als Beobachter oder sind Sie da mittendrin?

Sie meinen, ich bin ein Namedropper? Bei meinen vergeigten Memoiren wurde mir immer vorgeworfen, dass ich zu wenig berühmte Menschen kenne. Und wenn ich einmal Eva Mattes erwähne: Soll ich die literarisch verschlüsseln, damit man nix davon hat? Nö. Dafür verschweige ich aber, wen Eva Mattes meint, wenn sie eine Kollegin lobt, sie sei gut geführt gewesen, und dabei schier birst vor Kollegialität. Das ist doch schon viel Service gegenüber der Betroffenen. Obwohl der Kenner heraushört: Das kann nur Veronica Ferres sein. Man kennt doch Weiber. Schauspielereien zumal.

Wer von denen kann denn trinken?

Da ich seit einschließlich dem 26. Juni 2007 strenge Ethanolkarenz schiebe, ist das für mich kein Kriterium mehr. In der Rückschau: Eva Mattes und Judith Rosmair sind beide trinkfest wie die Hafenlotsen.

Was vermissen Sie mehr, den Rausch oder die Kneipe?

Die Kneipe. Außerdem war das mit dem Rausch bei mir eh nie so furchtbar weit her, da ich, wie ich annahm, ungeheuer viel vertragen konnte und alle weit und breit unter den Tisch getrunken habe. Und dabei hatte ich Leberwerte wie ein kleines Mädchen. Was ich nicht ahnen konnte, war, dass ich quasi an meiner Leber vorbei- und mir gezielt Polyneuropathie angesoffen habe. Die ich davon abgesehen nur empfehlen kann. Erstens merkt man nicht, wenn man kalte Füße hat, und zweitens kann man Benefizveranstaltungen prima abbügeln. Eine Dame von der Deutschen Muskelschwundhilfe, die eine Benefizlesung von mir wollte, hab ich angefahren: „Erlauben Sie mal, ich bin Polyneuropath, aber nur weil wir im Gegensatz zur Bauernschaft und zu den Schwulen keine Lobby haben, werden wir mit Vitamin-B-Komplex abgespeist!“

Sie haben u. a. auch den Comic-Künstler Robert Crumb übersetzt. Haben Sie noch Bezug zu zeitgenössischen Comics oder ist das etwas, das von Ihrem Radar verschwunden ist?

Das ist genau der richtige Ausdruck.

Bedauern Sie das?

Der Verlag Reproduct in Berlin macht sehr schöne Comics. Das entzückt mich immer, wenn ich die aus Zufall sehe. FIL finde ich göttergleich. Eine Lektorin des Taschen-Verlags fragte mich, ob ich Robert Crumbs illustrierte „Genesis“ auch übersetzen würde. Da hab ich gesagt: Das hat bereits der verehrte Kollege Luther gemacht. Ohne mich jetzt mit Luther vergleichen zu wollen. Ich habe nämlich nichts gegen Juden und Bauern.

Was schauen Sie sich gerne im Fernsehen an?



In zunehmendem Maße die „Lindenstraße“, die wird immer spannender. Ich fand die früher faszinierend, weil es im Fernsehen nichts annähernd so Ödes gab. Eine entfernte Verwandte kam einmal mit einer Freundin zu Besuch. Die pennten hier und haben sich vorher telefonisch erkundigt, ob wir einen Farbfernseher hätten: „Ja!“ Und ob man sich darin die „Lindenstraße“ anschauen darf: „Ja!“ Da hab ich das zum ersten Mal angesehen, von den beiden Gänsen fachkundig beraten, und ich war am Haken. Deswegen hab ich auch freudig eingeschlagen, als die Produzenten mich anfragten. Ich bin ja nicht Pierre Brice, der vorher nie Karl May gelesen hat.

Verleiden Sie sich da nicht einen Fernsehabend? Sie wissen doch immer schon, was passiert.

Ich weiß überhaupt nicht, was passiert. Ich les die Drehbücher auch nicht. Erstens, um mir die Spannung nicht zu verderben, und zweitens, um nichts zu verraten, denn dann müsste ich 25.000 Euro Konventionalstrafe zahlen. Ich könnte mir vorstellen, wenn man mich richtig bittet oder mir Daumenschrauben anlegt, würde ich aus Barmherzigkeit den einen oder anderen Handlungsstrang verraten.

Haben Sie einen Lieblingshandlungsstrang?

Die „Lindenstraße“ ist dramaturgisch ja so hunds-gemein gebaut, dass man nie wieder richtig reinkommt, wenn man eine Folge verpasst hat. Deshalb passiert es immer, dass man irgendetwas nicht versteht. Es gibt drei Handlungsstränge pro Folge, und die werden dann in der nächsten tunlichst vermieden.

Würden Sie gerne wieder Filmkritiken schreiben?

Durchaus, aber ich komme nicht oft genug in die Pressevorführungen, weil ich so selten in Hamburg bin. Deshalb hab ich mir auch irgendwann die SZENE HAMBURG abgewöhnt, weil ich keine Lust habe zu sehen, was in Hamburg läuft, wenn ich gerade in Hildesheim bin. Das ist die normative Kraft des Faktischen. Ich muss Filme immer noch gesehen habe, bevor ich darüber schreibe, leider. Im „Letzten Kaiser“ von Bertolucci bin ich dreimal hintereinander eingeschlafen, bis dann Andreas Kilb, Ressortleiter Film der Zeit, der war damals 26 oder so, den altersweisen Spruch getan hat: Im Kino schlafen heißt dem Film vertrauen. Toll. Normalerweise schlafe ich im Kino nicht, außer bei Bertolucci. Vermutlich aus Geiz. Selbst in Pressevorführungen hab ich immer den Eindruck, ich hätte Eintritt bezahlt. Ich guck heute immer noch da, wo früher das Urania war, böse hin, weil ich dort mal „Traumstraße der Welt“

gesehen habe: Im klassischen Sinne ein „Kulturfilm“, wie das früher hieß. Dafür hab ich Eintritt bezahlt. Und im Streit's „Panzerschiff Graf Spee“. Das war auch ein unglaublicher Mistfilm.

Sie waren ja in Ihren Kritiken immer mehr auf Blockbuster abonniert. Haben Sie die anderen nicht bekommen?

Genau. Die Kunstfilme wurden alle von den großen Jungs besprochen und ich bekam den Mist, den sich normale Menschen ansehen. In der Pause einer Lesung zog eine Dame mal die ausgeschnittene und laminierte Kritik zu Jean-Jacques Annauds „Der Bär“ hervor. Darauf war ich natürlich sehr stolz. Die ist ja auch so kurz, dass sie in jedes Damenportemonnaie passt. Außerdem ist da ein in der Tat sehr schöner Spruch drin: „Und auch die Dolomiten als Rocky Mountains habe ich noch nie so überzeugend gesehen.“

Gab es einen Anlass, dass Sie wieder begonnen haben, Ihre Kolumne „Pooh's Corner“ in der Zeit zu schreiben?

Ich wurde ermahnt, es doch mal wieder zu tun. Und es ist ja auch nichts dagegen zu sagen, es aufzuschreiben, wenn man etwas erlebt, das danach schreit, niedergeschrieben zu werden. Zum Beispiel ein Ausflug nach Winterhude. Wer darüber keine Frühlingskolumne schreibt, der wird nie eine schreiben. Außerdem muss jeder Kolumnist alle fünf Jahre eine Frühlingskolumne abliefern, sonst wird ihm das dreizehnte Monatsgehalt abgezogen. Meine letzte wurde allerdings immer geschoben, weil Die Zeit ein neues Layout bekam. Sie endete mit „Und jetzt wird es allmählich Zeit für den Ostermarsch“. Das ist dann in „Pfungsten“ umgeändert worden. Die zuständige Redaktionsfee sagte bei meiner letzten Kolumne, die nur einmal geschoben wurde, sie habe vorsichtshalber „Erdbeeren“ in „Runkelrüben“ umgeändert. Mit solchen Menschen ist gut arbeiten.

Ärgern Sie sich immer noch über die Schlussredaktion?

Nein, inzwischen darf ich Korrektur lesen. Das war auch ein Grund, weswegen ich aufgehört hatte. Ich hatte keine Lust, „Schnürboden“ zu schreiben, und dann „Schürboden“ zu lesen. Und Die Zeit war die einzige deutsche Zeitung, die Ahmadinedschad nicht schreiben konnte. Ich hab das absolut richtig hingeschrieben und die Zeit dachte sich wohl: So einen Namen gibt es doch gar nicht; im Ernst jetzt.

Ihr Wortschatz dürfte den Ihres Durchschnittslesers durchaus überschreiten.

Neulich hab ich das Wort „Wehle“ dazugelernt, da muss man ganz schön lange warten, bis man das verwenden kann. Eine Wehle ist eine tiefe Unterspülung nach einem Deichbruch. In Husum hab ich das einmal sagen dürfen. Beim Nachschlagen stößt man natürlich auf viele schöne Wörter, wie „Riester“ oder „Plurch“. Hab ich mal vor zwei Jahren in einer Schusterei gesagt, da hat mich der Schuster sehr zärtlich angeguckt. Ein Riester ist ein Lederflicken und ein Plurch ein Holznagel. Obwohl sich der Plurch ganz hervorragend als Schimpfwort eignete: „Lassen Sie sich mal die Haare schneiden, Sie Plurch!“

Zuletzt erschienen: „Gottes Segen und Rot Front – Nicht weggeschmissene Briefe zweiter Teil“, Kein & Aber, 320 Seiten, 19,90 Euro